Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 6

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bruder zurief „stillzusitzen", betete sie ohne Unterlaß, daß Gott ihr die Rettung gelingen lassen möge.

Denn das Allerschlimmste war, daß der kleine Bursche Angst vor ihr zu haben schien und versuchte, aus dem Bereich des herankommenden Kahnes zu gelangen. Er traute ihren freundlichen Worten wohl nicht und fürchtete sich vor der Strafe.

Maria machte qualvolle Minuten durch. Wenn der Kübel umschlug, und der kleine Bruder vor ihren Augen versank, — war sie schuld an seinem Tode.

„Lieber Gott, hilf, hilf!" betete sie, „hilf mir nur dies eine einzige Mal! Sieh meine Nachlässigkeit nicht an und meine große Schuld, laß die Rettung gelingen! Strafe mich persönlich, aber nimm den Eltern nicht ihren Liebling. Denke, wie sehr sie ihn lieben! O, laß mich nicht schuldig werden an seinem Tode. Hörst du, Gott, hörst du mich?"

Und — dann — hatte — sie — — ihr Ziel erreicht.

Mit einem einzigen raschen und festen Griff packte sie die kleine, zappelnde, sich wehrende Gestalt und zog sie zu sich hinüber ins Boot. Fest, fest preßte sie den Knaben an sich und Tränen entströmten ihren Augen. Unaufhörlich stammelten ihre Lippen „Dank, o Dank!"

„Ich dachte, du wärest bös", sagte das Bübchen ganz betreten, „darum fuhr ich immer weiter von dir weg! Aber nun bist du ja gut, Maria! Meine Maria, ich will es auch nicht wieder tun!"

Innig huschelte er sich an sie an, als sie, ihn halb zwischen ihren Knien haltend, halb ihn im Schoße wiegend, heimwärts fuhr.

„Liebling du!"

Maria stammelte es nur und blickte den neu geschenkten kleinen Bruder voll unsagbarer Liebe an.

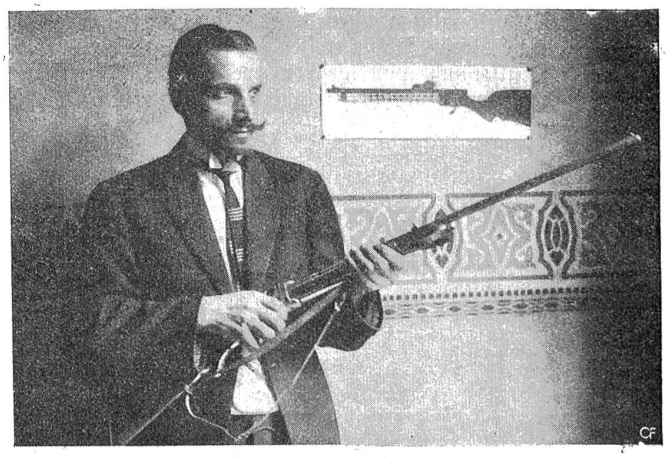
Wenn er nun jetzt nicht vor ihr säße — sondern in den Wellen ruhte — — —.

„O Gott, wie danke ich dir", dachte sie wieder und wieder, „daß du meine Pflichtvergessenheit nicht so bestraft hast. Mein Leben lang will ich diese Stunde nicht vergessen. Dank, o Dank!"

Aus der politischen Woche.

Die neue deutsche Regierung.

Nun ist die Rechtsregierung wider besseres Erwarten doch zustande gekommen. Die Jahre günstiger wirtschaftlicher Entwicklung, insbesondere das Jahr der Kohlen-Konjunktur, das Hunderte von Millionen in die deutsche Wirtschaft zurückfließen ließ, sie haben den nationalen Auftrieb herbeigeführt, der diese Regierung des reaktionär gerichteten Bürgertums möglich machte. Eine andere Frage ist die, ob sie sich halten kann. Die Deutschnationalen mußten ein Versprechen des Wohlverhaltens ablegen, das fast einem Selbstverrate gleichkommt: Sie anerkennen die Republik und die Weimarer Verfassung, die neuen Reichsfarben, die Entpolitisierung der Reichswehr, den Eintritt in den Völkerbund, die Verträge von Locarno usw. Angesichts dieser Zugeständnisse muß man sich wirklich fragen, warum es diesen Leuten so darum zu tun war, in die Regierung zu kommen, wenn sie doch alle ihre Ideale draußen lassen mußten. Nun ist aber eines sicher: Die neuen deutschnationalen Minister werden nicht immer republikanische und demokratische Politik machen wollen; dafür sind sie wahrlich nicht zu Marx gekommen. Sie werden das nicht tun können, auch wenn sie als verantwortliche Regierungsmänner von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Republik und Demokratie durch die Erfahrungen der Praxis überzeugt würden; denn hinter ihnen steht die ungeduldig drängende Masse ihrer Wähler: die machthungrige Adelsgesellschaft, die allzeitbereiten Reserveoffiziere, die tatendurstige akademische Jugend, die ordensbedürftige Beamtenschaft, das nach Sieges- und Hofnachrichten lechzende Bürgertum. Die Schwierigkeiten, die sich schon bei der Bildung dieser Rechtsregierung einstellten



Eine unheimliche Waffe.
Deutsches Gewehr, nach dem Prinzip der Luftbüchsen konstruiert, das ohne zu knallen oder heiß zu werden, 25 Schüsse hintereinander abgibt und auf 2000 Meter Distanz Panzerplatten durchschlägt.

— sie machten ein zweites persönliches Eingreifen Hindenburgs, diesmal gegen die feilschenden Deutschnationalen, nötig — werden weiterdauern.

Dem neuen Kabinett Marx haben, noch bevor dieses sein Regierungsprogramm kundgab, die Demokraten schärfste Opposition angesagt. Von den Sozialdemokraten nicht zu reden, die selbstverständlich von einem Regime des Industrie- und Adelskapitals keine Förderung ihrer Ideale erwarten. Die Regierung hat indessen eine qualifizierte Mehrheit im Reichstag hinter sich; die Deutschnationalen, das Zentrum und die Deutsche Volkspartei allein verfügen über 230 Sitze, dazu kommen noch die 19 Sitze der Bayrischen Volkspartei. Die Regierungsmehrheit von 249 Stimmen (Stimmengleichheit: 246) wird in den meisten Fällen noch durch die 21 Wirtschaftsparteiler gestärkt. Die Dauer der neuen Regierung hängt von zwei Faktoren ab: einmal von der Charakterstärke der eigentlichen Regenten, der Zentrumsleute; dann von der Geduld und Umsicht der Deutschnationalen. Vermögen erstere dem Drängen der Nationalisten zu aktiver antifranzösischer Außenpolitik standzuhalten und verbleiben sie bei ihren Grundsätzen, dann braucht die Linke nicht gegen sie zu stimmen. Anderseits: vermag die Rechte die Zeit abzuwarten, die möglicherweise für ihre Ziele arbeitet, dann braucht sie den von Marx ins Auge gefaßten Kurs nicht zu stören und das Kabinett kann zusammenbleiben.

Nach wie vor bildet die Außenpolitik das entscheidende Moment bei der Stabilisierung der deutschen Politik. Wohin geht da die Entwicklung?

Mussolinis Vorstoß.

Die friedliche Konsolidierung Europas war zu keiner Stunde das Bedürfnis des Fascismus. Der liebt die Bewegung, das gefährliche Spiel, die Aktivität in der Politik. Denn nur bei diesem Zustand der Dinge sind Intriguen, Schachzüge, Ueberraschungen, Drohungen, Gewalttätigkeiten erfolgversprechend. Stabilität auf Grund von Prinzipien, zum Beispiel auf denen des Rechts, der Uebereinkommen und der Schiedsgerichte, entkleidet die hohe Politik ihres intimsten Reizes; gerade wie ein Sport ohne Gefahr kein Sport ist in den Augen der gerissenen Spörtler; oder wie eine stabilisierte Wirtschaft ohne die Möglichkeit des Spekulierens vielen Leuten ein Greuel ist.

Mit Briands und Stresemanns Verständnispolitik war die Stabilisierung der europäischen Verhältnisse aufs beste eingeleitet. Die großen und kleinen Diktatoren und ihre Leibgarden und sonstigen Mitgänger sahen diese Entwicklung mit Unmut an. Die Titscherin, Mussolini, Kemal Pascha, Primo und wie sie alle heißen wurden aktiv. Die Hoffnung von Locarno ist längst nicht mehr so grün wie vor einem

Jahre. Die Nationalisten aller Länder sind im Vormarsch begriffen. Mussolinis Pläne reifen.

Das Deutschland von gestern weckte den Zorn der Fascisten, das von heute ist bündnisfähig geworden. Eben

Der jüngst verstorbene Kaiser Yoschihito von Japan.

gibt Mussolini, der vor Jahresfrist noch die Tricolore über den Brenner tragen wollte beim geringsten Müxlein der Anschlußfreunde, der staunenden Mitwelt sein Desinteressement an der Anschlußfrage bekannt. Diese sei sehr viel mehr eine deutsche und österreichische Angelegenheit als eine italienische. Das klingt fast wie eine Aufforderung an die beiden Nachbarn: Vereinigt Euch nur, ich drücke die Augen zu! Nun kann also der Zauber losgehen! Was braucht das mit Oesterreich vereinigte, mit dem alten Dreibund-Genossen auf Gegenseitigkeit versicherte Deutschland die französische Freundschaft noch? Mussolini hat wieder eine seiner gewagten Attacken geritten. Wird sie ihm diesmal den Beifall der Welt eintragen? Sonst erntete er für seine Fantasias bloß ein überlegenes Lächeln: aus Anatolien, aus dem syrischen Mandat, aus Marokko, aus Abessinien ist nichts geworden, und wahrscheinlich haben die Engländer auch schon die italienische Aktion im Roten Meere abgebremst; denn Churchill wird mit Mussolini in Rom alle für England wichtigen Fragen besprochen haben. Dafür darf er nun wieder einige schöne Friedensvasen im Genfer Porzellanladen herunterschlagen.

Dr. Marx ist in Rom angemeldet. Was Stresemann, der in Locarno und Thoiry mit dem Friedensmacher Briand in intimer Freundschaft zusammensaß, nicht wagen durfte, darf der weniger belastete Reichskanzler des Zentrums tun. Er darf mit Mussolini freundschaftlich zusammenkommen und die deutsch-italienische Versöhnung inszenieren. Frankreich wird die Romreise des Deutschen mit berechtigtem Mißtrauen begleiten und darin eine erste Kundgebung des antifranzösischen Rechtskurses in Deutschland erblicken. Die Pariser Rechtspresse empfindet Mussolinis gelungener Vorstoß — er zielt wohl in letzter Linie auf Tunis, das die Franzosen ihm nicht gutwillig überlassen wollen — schon als eine politische Niederlage Frankreichs, und sie fordert den Rücktritt des Botschafters in Rom, der sich habe überraschen lassen.

Das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien wird unerfreulich. Oder wie soll man die Tatsache beurteilen, daß die Garnisonen auf Korsika durch neue Truppen verstärkt worden sind und daß den Italienern die Niederlassung in Korsika verboten wird?

Die Wirren in China.

Eine wohltuende Ablenkung erfährt die europäische Politik durch die Vorgänge in China. Die erwartete Gegenaktion der Pekinger Truppen gegen die siegreich vordringenden Kantonesen ist noch nicht voll in Erscheinung getreten. Noch immer ist der Süden im Vormarsch begriffen. Die nationale Bewegung bedroht schon Schanghai, das Zentrum der fremden Interessen. Die ganze Machtstellung der Ausländer in China ist in Auflösung begriffen. Daran ändern auch die Dutzende von Kreuzern und Kanonenbooten und die Bombenflugzeuge, die im Yangtse schwimmen oder vor Schanghai aufgefahren sind, nichts. Die Anwesenheit von Kriegsschiffen und Truppen, die ehedem genügte, um Millionen von händelsüchtigen Chinesen in Schach zu halten, wird heute sogar von den ausländischen Ansiedlern in Schanghai eher als eine Gefahr, denn als ein Schutz empfunden; sie verweigerten den britischen Truppen den Einmarsch in das Konzessionsgebiet.

Ein Charakteristikum der gegenwärtigen verworrenen Lage in China ist die Uneinigkeit unter den Mächten. England fand von keiner Seite Gegenliebe für ein gemeinsames Vorgehen gegen China. Darum ging es seinerseits mit seinem Memorandum, in dem es den Südchinesen die Hand zum Frieden bietet, aktiv vor, ohne die andern Mächte zu begrüßen. Man weiß, daß ihm dieser Schritt keine reifen Früchte eingebracht hat. Die Kuomintang-Partei, die Nationalisten Chinas, wollen mit jedem Rest der Fremdherrschaft aufräumen. Diese Leute würden auch durch Kanonenschüsse nicht eingeschüchtert; darum verzichten die Amerikaner und Franzosen und Japaner auf jede Gewaltpolitik und verhandeln im Stillen mit Chen, dem Außenminister Kantons. Die japanischen Blätter tadeln die englische Haltung als unverständlich und unklug.

In England selbst macht sich eine große Unzufriedenheit gegen die zahlreichen Truppensendungen nach China geltend. Der Nationalrat der Labourparty richtete sogar ein Telegramm an den Außenminister der Kantonregierung, worin die englische Arbeiterpartei diesem die Unterstützung zusagt für eine Lösung, die China die nationale Unabhängigkeit wieder bringt. -ch-

Bym Zahnarzt.

Von Dominik Müller (Baselditsch).*)

Der Scheckspyr, glaub, het gsait, wer Zahnweh haig,
Wärd vor Verzwyflig wie-n-e Bire taig.
Wie wohr das isch, das ha-n-i geschter denkt
Und schmerzlig myni Schritt zuem Zahnarzt glenkt.
Zerst ha-n-i e ganzi Schtund lang miese warte
Und my gschwullne Backe ghebt uff alli Arte.
Dernoh het's gruefe-n-uff der Folterschtuehl,
I ha der Kopf zruckglehnt in Bolsterschtuehl
Und's Muul uffgschpeert... „E bitzli wyter... scheen!"
Do schtocheret er und popperet an de Zeen.
„Duet dä weh?" — Nai. — „Dä ebbe?" — Au! Jo dä!
„So wemmer dä do in Behandlig näh...
Si miend derby an ebbis Lustigs denke —"
Kuum denk i dra, so nimmt er mi am Flenke,
Das haißt am Zahn, und schtocheret mit sym Schtift
Wie ime Bergwerk — i gang fascht in d'Lift.
Jetzt nimmt er e Schlang am Hals, fahrt iber mi dure
Ins Muul mit ihrem Chopf — do duet die Gure
Wie hundert giftige Weschpi in-mer summe,
Schpaicht wie mit Schpore mer im Rache-n-umme...
Schloht links und rechts uus, aifach wie verruggt...
Der Zahnarzt sait, wo-n-er sich iber mi buggt:
„'s duet momentan vilicht e bitzli weh —"
Jo 's isch mer, i dät 's Fyr im Elsaß seh!
I fang a z'schwitze, aber i schtell my Ma
Und byß d'Zeen zämme-n-im Gaischt, so guet i kah...

Zuem Gligg macht d'Schlang nit lang... und uff si abe
Foht wieder 's Kratze-n-a und 's Schtupfe-n-und Schabe.
„E Moment Giduld... e bitzli Watte dry...
Mit em Wehdue wird's jetz nimme wyt her sy...
Das duet's fir hit; im Fall 's sott happere sider,
So kemme Si dure, sunscht am Zyschtig wider..."
I ha-n-em dankt, und hätt fascht lut frohloggt,
Aß mi uff aimol 's Zahnweh nimme ploggt.

*) Aus „Mein Basel — Alte und neue Verse —" Basel, Verlag Bruno Schwabe & Co.